Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **11 (1929)**

Heft 1

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Tit. Landesbibliothek
Bern

Zürich, 4. Januar 1929 | Erscheint jeden Freitag | 11. Jahrgang Nr. 1

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

SCHWEIZ. LANDESBIBLIOTHEK 1929 K. 360 BERN

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen hinzugerechnet. / Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken.

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Administration und Inseraten-Annahme: Dvag A.-G., Zürich, **Tödistraße 9,** Telephon Selnau 65.49, Postcheck-Konto VIII/3001

Druck und **Expedition:** Buch- und Kunstdruckerei A. Peter, Pfäffikon-Zürich, Telephon 60.

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 50 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften der Inserate. / Inseratenschluß Mittwoch Abend

An unsere Abonnentinnen und Freunde.

Wir haben die Freude, unsern Abonnentinnen und Leserinnen mitzuteilen, daß es uns die Verhältnisse erlauben, ab Neujahr durch die Herausgabe von Beilagen — freilich noch nicht zu jeder Nummer — in etwas vergrößertem Umfange zu erscheinen, worüber natürlich niemand beglückter ist als die Redaktion, der der vermehrte Raum nun erlaubt, unsern so vielseitigen Frauenfragen auch vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken. Dabei sollen die Beilagen nun vor allem den mehr praktischen Frauenfragen gewidmet sein wie Hauswirtschaft, Ernährung, Hygiene, Wohnkultur usw. (und zwar in einem guten modernen Sinne), also alle die Fragen umfassen, die die Tätigkeit der Frau im Hause beschlagen, während das Hauptblatt nach wie vor unsern öffentlichen Frauenfragen vorbehalten bleiben soll. Schon längst war es unser Wunsch, unser Blatt nach dieser Richtung noch besser auszubauen und es ist uns nun eine herzliche Freude und Genugtuung, daß wir endlich so weit sind. Wir hoffen, damit unserer ganzen Frauensache noch besser dienen und uns zu den alten Freunden wieder neue hinzu gewinnen zu können.

Vermehrter Raum erfordert aber auch vermehrte Mitarbeit. Wir laden daher alle, die uns etwas zu sagen und zu geben haben, sei es in häuslichen oder öffentlichen Fragen, herzlich ein, uns ihre Mitarbeit in vermehrtem Maße zu leihen. Mögen sie uns helfen, unser Blatt immer reichhaltiger zu gestalten, auf daß es immer mehr das Brot von uns Frauen werde.

Und so beginnen wir nun den neuen Jahrgang mit froher Zuversicht. Möge sie nicht enttäuscht werden.

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt.

Wochenchronik.

1928/1929

Schweiz.

Aus den Glockenklängen, die das Jahr 1928 zur Ruhe begleiteten, ließ sich für die schweizerische Innenpolitik ein zuversichtlicher Ton heraushören. Das Jahr 1928 hat unserem Lande, wenn es auch an unerquicklichen Erscheinungen nicht fehlte, politisch entschiedene Fortschritte gebracht und weiteren die Wege geebnet. Erinnert sei vor allem daran, daß die Schweiz in diesem Jahre nach langem Ringen in den Besitz der Verfassungsgrundlage für ein neues Einbürgerungswesen gelangt ist. Das angestammte Bürgerrecht der schweizerischen Mutter spielt darin eine bedeutsame Rolle, auch bieten die neuen Verfassungsbestimmungen die Möglichkeit, das Bürgerrecht der Schweizerin überhaupt in moderner Weise zu ordnen. Als ein zweites Plus des vergangenen Jahres darf man das eidgenössische Tuberkulosegesetz nennen; es zeugt für verständnisvolle Einsicht des Stimmbürgers, daß das eingeleitete Referendum gegen diese Gesetzesvorlage gänzlich scheiterte. Politisch wichtiger, als man gemeinhin annimmt, erweist sich die mit dem Jahr 1929 in Kraft tretende Neuordnung der Benzinzölle. Durch die Zuwendung eines Teils der Einnahmen aus denselben an die Kantone fällt eine verfassungswidrige Verkehrsschranke dahin. Als der zunehmende Automobilverkehr die Unterhaltskosten namentlich der Bergstraßen erhöhte, verfielen einige Kantone auf den Ausweg, ihre Unkosten durch Straßengebühren zu decken; nur die Zusicherung von bestimmten Zuschüssen des Bundes, speziell aus den Benzinzöllen, vermochte sie zum Verzicht auf diese mittelalterliche Einnahmequelle zu bewegen.

Eine Reihe innenpolitischer Probleme konnten in der parlamentarischen Beratung ganz oder nahezu der Lösung zugeführt werden, u. a. die monopolfreie Regelung der Getreideversorgung, die am 3. März zur Abstimmung gelangt, und sodann das mühsame Kompromißwerk der Alkoholvorlage, das voraussichtlich auch noch in diesem Jahr seine endgültige Erledigung findet. Das Ausführungsgesetz zur Alters- und Hinterbliebenenversicherung hat das Volkswirtschaftsdepartement den Interessentenkreisen in den Grundzügen bekannt gegeben. Im Sommer 1929 soll es den eidgen. Räten überwiesen werden.

Was die außenpolitischen Beziehungen der Schweiz anbelangt, so gab es Verstimmungen lediglich gegenüber Frankreich und Italien. Frankreich pflegt harte Anforderungen an die schweizerische Geduld zu stellen. Unendlich langwierig gestalteten sich die Unterhandlungen für neue Handelsabkommen, die dann schließlich im Januar und März 1928 unterzeichnet wurden. Um den französischen Senat zur Ratifikation des Zonenabkommens zu bewegen, bedurfte es eines gewaltigen Aufwandes diplomatischer Künste und Zugeständnisse. Am südlichen Himmel wetterleuchtet es so häufig, daß man die Ueberschrift: „ein neuer italienisch-schweizerischer Zwischenfall" nahezu als etwas alltägliches empfindet. Nur der Rossi-Handel wirkte als Gewitter — doch ohne Entladung. Es wäre aber unklug, diese beständig elektrisch geladene Atmosphäre zu unterschätzen. Niemand kann wissen, ob und wo einmal ein fascistischer Blitzschlag zündet.

Ausland.

Die Idee des Völkerbundes, das Vertrauen unter den Nationen zu fördern und so dem Frieden zu dienen, macht im Spiegel menschlicher Ungeduld kaum spürbare, allzu langsame Fortschritte. Lugano brachte nicht, was Locarno verhieß. Zwei der wichtigsten europäischen Friedensprobleme: die Rheinlandräumung und die definitive Festsetzung der deutschen Reparationsschuld, gingen ungelöst in das neue Jahr hinüber; diesem bleibt es vorbehalten, in bereits geplanten Konferenzen den friedensichernden Ausweg zu finden.

Aber nicht nur im Verhältnis zwischen den ehemaligen Ententeländern und Deutschland fehlt das Vertrauen, auch unter den einstigen Kriegsverbündeten selbst ist es nicht da. Zwischen Frankreich und Italien türmen sich immer wieder Verstimmungen auf, und England hat durch sein Flottenabkommen mit Frankreich deutlich zu verstehen gegeben, daß es in den Vereinigten Staaten Nordamerikas seinen gefährlichsten Konkurrenten zur See erblickt.

In einer Reihe europäischer Staaten wirkt sich das Minderheitenproblem beunruhigend und friedegefährdend aus. Den künstlichen Staatengebilden des Versaillervertrages fehlt der einigende Gedanke, der als starker Kitt die verschiedenen Rassen zusammenhält. Wohin die Unruhen in Polen, in der Tschechoslowakei, in Jugoslavien führen werden, läßt sich nicht voraussagen. In Rumänien hat die neue Regierung Manius den Willen bekundet, den Minderheiten gerecht zu werden. Die Leiden, die dem deutschen Süd-Tyrol auferlegt sind, empören nicht nur die deutschen Stammesgenossen, sondern die ganze Kulturwelt. Bedauerlich ist es, daß der Völkerbund noch nicht die Kraft gefunden hat, in Minderheitsfragen seinem Willen Nachachtung zu verschaffen.

Eine eigentümliche Erscheinung der Gegenwart ist die Diktatur, die sich in einer Reihe europäischer Staaten immer mehr herauskristallisiert. Polen wetteifert neuerdings mit Spanien, Italien und Griechenland um den Vorzug, diktatorisch regiert zu sein.

Die wirtschaftliche und seelische Zerrüttung, die der Weltkrieg mit sich brachte, hat die Völker und Staaten aus dem Geleise gedeihlicher kultureller Entwicklung geworfen, es bedarf langer Zeit, um sie wieder in Verhältnisse zu führen, die einen gesunden Aufstieg gewährleisten. J. M.

Das Glied in der Kette.

Wieder hat sich um die Menschheit ein Jahrring geschlossen, einer jener gewaltigen Ringe, die da gewoben sind aus Tag und Tag, aus Arbeit und ehrlichem Mühen, aus Anstrengung und heißem Schweiß — auch aus Kummer, Leid und Not. Jahrtausend um Jahrtausend haben sich diese Ringe aneinander gereiht, Jahrtausend um Jahrtausend hat sie die Menschheit durchschritten in immer gewaltigerem Zuge, ein Menschenleben ans andere gereiht mit all seinem Reichtum, mit allei seiner Qual, mit seinem Werden und Vergehen, Millionen und aber Millionen und aber Millionen, eine ununterbrochene gewaltige Kette. Und Du und ich, wir alle mit darin, wir alle Glieder dieser Kette, heute noch Endglied, morgen schon Zwischenglied, ohne daß das nächste nicht Leben und Bestand hätte. Welch ein grandioses Gefühl, in diese gewaltige Kette mit eingereiht, Mitträger und Mitschöpfer am Bau der Menschheit zu sein, mit zu gehen in diesem unermeßlichen Zuge, der durch die Jahrtausende schreitet, immer weiter. Welch ein gewaltiges Maß von Lebenswillen, weitergegeben von einem dem andern!

Eine grandiose, eine heilige Aufgabe, Glied dieser Kette zu sein, das Bindeglied, das die Brücke ist von Vergangenheit zu Zukunft, die Schale, die alles was vor uns war, in sich empfängt, in sich vollendet und weiter gibt. Aber auch welche Verantwortung! Sind wir alle, Du und ich, ihrer auch völlig bewußt? Du Sohn, Du Tochter, Ihr Jungen alle, an die vielleicht bald die Aufgabe herantreten wird, auch euer Leben weiterzugeben, ermeßt ihr angesichts unseres ewigen Menschengeschlechtes die ganze Größe der euch überbundenen Aufgabe? Habt ihr eure Schalen rein bewahrt, das Licht, das in euch entzündet wurde, sorgfältig behütet, das Feld, das euch zu bebauen gegeben, mit Sorgfalt beackert und bepflanzt? Und wir Aeltern, die wir an unsern Kindern schon dem Morgen die Hände gereicht, dürfen wir angesichts ihrer uns sagen: Wir haben getan, was wir konnten, unsere Aufgabe gelöst, so gut wir vermochten, unser Leben nicht nur als solches weiter gegeben, sondern besser, entwickelter, vollkommener? Haben auch wir unsere Schalen rein bewahrt, damit das neue Leben in ihnen vollkommeneren Wachstumsboden finden konnte? O — es gibt nicht nur eine sittliche Aufgabe in der Welt — es gibt auch eine biologische Aufgabe — eine Aufgabe, die die sittliche erst trägt: Nicht fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Hinauf in jeder Beziehung!

Es ist vor allem unsere, der Frauen Aufgabe, sich dieser gewaltigen Pflicht vollkommen bewußt zu werden, zu wissen, daß vor allem wir es sind, wir, die Frauen, die die Verantwortung tragen für den Aufstieg der Menschheit. Und eine Verantwortung, die sich nicht nur erschöpft in dem persönlichen Weitergeben und Heranpflegen des Lebens, bis es aus eigener Kraft zu brennen vermag, sondern eine Verantwortung, die mitträgt an dieser Aufgabe beim Bruder, bei der Schwester, die über das eigene Kind hinaus auch dem fremden einen günstigen Nährboden schaffen möchte, die über dem Nächststehenden des Wohles des fremden Menschen nicht vergißt.

Aber: Diese Verantwortung ist nicht nur eine solche der Einzelnen, obwohl nur die Einzelne dem Einzelnen das Leben weiter zu geben vermag: Die Aufwärtsentwicklung der Menschheit ist wohl ebenso sehr eine Aufgabe der Gesamtheit, einer Generation um der andern. Denn jede Generation baut in ihren öffentlichen Institutionen an dem Grund und Boden, auf dem die nächste steht und diese hinwiederum an demjenigen für die übernächste. Und da steht — in diesen Tagen, in der Sylvesternacht, im Angesicht all der Generationen, die vor uns gewesen sind und die wieder nach uns kommen werden, deutlicher als je die Frage vor unserer heutigen Frauengeneration, ob sie die Aufgabe ihrer Zeit erfaßt, ob sie den Ruf der Stunde vernimmt, ob sie ihrer Verantwortung all dem Kommenden gegenüber sich voll bewußt ist. Hilft sie nach Kräften mit, am Grund und Boden für das kommende Geschlecht zu bauen? ihm bessere Entwicklungsmöglichkeiten zu schaffen?

Gewiß dürfen wir im Angesicht derer, die vor uns waren, sagen: Wohl noch kaum war eine Frauengeneration ihrer Zeit offener wie die heutige, noch kaum je ihrer Verantwortung so bewußt, so aufgeschlossen, so bereit, sich für das Kommende einzusetzen. Aber werden die, die nach uns kommen, uns dasselbe Zeugnis ausstellen? Werden sie nicht sagen: Ihr hättet mehr tun, euch tapferer, mit mehr Mut, mit mehr Zuversicht einsetzen sollen, mehr noch den Kampf wider alles Uebel, wider alle Enge, wider ale Bedrückung und Beschränkung aufnehmen müssen? Und werden sie nicht recht haben? Wohl haben wir z. B. eine Saffa gebaut, wohl haben wir dabei unsere ganze Kraft eingesetzt, also daß wir mit Recht behaupten dürfen: sie ist ein Markstein unserer

---

Feuilleton.

Esther Odermatt.

Zu ihrem 50. Geburtstag.

Wenn das Schweiz. Frauenblatt eine ehemalige Schülerin Esther Odermatts anfragt, ob sie an dieser Stelle im Namen ihrer Kameradinnen der früheren Lehrerin ihre Glückwünsche entbieten wolle, so tut es diese „Ehemalige" mit Freuden.

Ja, mit Freuden. Es ist schon eine beträchtliche Reihe von Jahren, seit ich Esther Odermatts Deutschstunden besuchte, jene Stunden, da uns zum ersten Male von Tasso und Iphigenie geredet wurde, und wir etwas von der Riesengröße eines Faustdramas zu erfassen versuchten.

Was Esther Odermatt uns damals gegeben hat, kann sie selber ja nicht absehen — wie sollte sie wissen, was in uns, die wir der Schule längst entwachsen sind, weiterlebt und hochgehalten wird?

Der Gedichtband „Deutsche Lyriker", den sie zusammen mit Herrn Dr. Fritz Enderlin erstmalig im Jahr 1913 herausgab, bedeutet heute noch ein fast persönliches Geschenk für viele, mit denen sie damals Gedichte las. Das „Elfenlied" von Mörike lebt jetzt noch fort in meiner Erinnerung, und „König Ringans Töchterlein" hält mich heute noch im Bann wie damals. Dem merkwürdigen kleinen Gedicht aber von der einsamen Lampe, die „schön ist durch sich selbst", mußte ich immer wieder nachsinnen.

Dann Friedr. Hebbel: „Zwei Wanderer" — „Weihe der Nacht" — „Erleuchtung". Hier fanden wir jungen Menschenkinder in wundervoller Form Antwort auf drängende Fragen — Antwort die nicht nur für Eine von uns gemeint war und die doch jeder Einzelnen galt.

Esther Odermatt sagt in einem ihrer eigenen Gedichte:

. . . Suche am Tage und oft in der Nacht
Einfache Worte
Tiefen Sinns und Zusammenhangs,
Zu fassen, was damals ins Dunkel verströmte,
Laut und Gebärde, mich zu erlösen,
Zu offenbaren Mensch mich den Menschen
Mich, mit meines Herzens tief bewußtem Sehnen.

Solch „einfache Worte" hat Esther Odermatt nicht vergeblich gesucht, sondern vielleicht mehr gefunden, als sie selber es glaubt. So stark verwachsen mit der Dichtung ist sie, daß ihr eigenes Wesen in den Werken der Meister, von den sie redet, mitschwingt, und andere es fühlen, nicht nur lernen, was eine Dichtung sagen will.

Dem „tiefen Sinn und Zusammenhang" weiß Frl. Dr. Odermatt aber auch nachzugehen, wenn es gilt, persönlich einer Schülerin zu raten, sie zu ermutigen. Das habe ich wohl erfahren, als ich, nach der Schulzeit, aber noch nicht im Beruf stehend, sie zuweilen aufsuchte. Ihr freundlich-sicherer Rat und ihre offenkundige Freude, wenn Gutes zu berichten war, ließ es mich spüren, was wir Jungen an solchen Lehrern besitzen, die zugleich unsere Kameraden sein wollen.

In dem Band „Lebendige Schule", den die Lehrer und Lehrerinnen der Höhern Töchterschule Zürich anläßlich der Saffa herausgegeben haben, redet E. Odermatt von ihren Wünschen für die Zukunft ihrer Schülerinnen: Daß sie hineinwachsen möchten in eine rechte Frauenarbeit, die jeder Einzelnen Berufung ist, ob sie sich nach außen weithin auswirke oder nicht.

Wer sich, wie Esther Odermatt, so intensiv um Menschen bemüht und dazu in der Dichtung daheim ist, dem erstehen von selber neue Gestalten, die gefaßt werden wollen als Dichtung. Wir kennen die drei knapp gefaßten, feinen und zugleich so schlichten Erzählungen: Die Seppe, Die goldene Kette, Frau Menga.

Aber Bücher können oft nur Bruchstücke aus dem Reichtum eines Menschen offenbaren. Das unmittelbar still Wirkende bleibt doch das Köstlichste.

Fanny Finsler.

Die Knoten im Ginster.

Eine abergläubische Geschichte aus Berberland.

Von Grethe Auer.

Ungefähr da, wo die Provinz der Dukkalastämme an die der Abda grenzt, wohnt, getrennt von seinem Hauptstamme, ein verlorengtes Grüppchen der Uled Fordsch; man erzählt, daß der Ahnherr dieses selbständig und eigenwillig wachsenden Ablegers einst vor einem Gouverneur geflohen sei, gegen dessen Haß, weil er berechtigt war, die Stammesgemeinschaft ihn nicht hatte schützen können noch wollen. Die Ansiedlung, mehr aus kegelförmigen Rohrhütten denn aus Zelten bestehend, läßt auf Halbnomaden schließen, der Viehzucht hat sich bereits ein wenig Ackerbau zugesellt, eine Feigenpflanzung und ein paar Weinfelder, deren mächtige dunkle Trauben plump wie bläuliche Schildkröten am Boden hocken, von der Glut des locker gehackten Erdreichs zu wonnevoller Süße, von seinem Tau zu saftiger Fleischigkeit geschwellt. Der Zustand der Felder und der vielhundertköpfigen Schafherde verrät Wohlstand, der der etwas struppigen Naallen und hier und da geflickten Zelte, die erstaunlich schmucklose Kleidung der Frauen dagegen beschuldigen das Oberhaupt dieser Gemeinschaft eines Geizes, wie ihn die Bewohner der gesegnetsten Provinz Marokkos sonst nicht kennen. Der Mann, den dieser Vorwurf trifft, heißt Abd er Rachman und ist ein hagerer, rüstiger Fünfziger mit sehnigen Berbergliedern und heißglühenden Araberaugen, Erbe der zähen Widerspenstigkeit des Ahnherrn und seines ganz auf sich gestellten Sinnes. Er versteht es meisterlich, seinen Reichtum zu mehren, indem er seine Frauen knapp hält, seine Männer zu rastloser Arbeit einstellt und weder dem Gouverneur der Abda noch einem der Dukkalagouverneure irgendwelche Steuern entrichtet. Das Duar besteht aus dreißig bis vierzig Hütten und etwa zwanzig Zelten, deren größtes, das eine Länge von zehn Metern hat, der Scheich Abd er Rachman bewohnt, wie es Brauch derer ist, die zur Weidezeit eine festliche, waffenstolze Wanderung durch grüne und blumenreiche Weiten anzutreten pflegen, während daheim im Dorf wenige Seßhafte die harte Fron der Feldarbeit leisten.

Hundert Schritte von Abd er Rachmans Duar entfernt erhebt sich neben ein paar uralten Feigenbäumen die perlenweiße Kuppel eines Heiligengrabes. Der Heilige, der da ruhen soll — die Sage nennt ihn Sidi Sahab et-Tarik, den Wegweiser, den Schützer der Reisenden —, hat keine besondere Legende und niemand kennt seinen eigentlichen Namen. Aber jedermann weiß, daß eine ungeheure Macht von ihm ausgeht. Da ist kein Flehen, das er nicht erhörte, kein Fluch, den er nicht erfüllte, keine Krankheit, die er nicht heilte, und es lebt im Schutze seines Wunderwirkens nicht nur Abd er Rachmans kleine Kabile. Er zieht Pilger aus der ganzen Dukkala heran, aus der Abda, ja sogar aus der wilden Schauia, und sein Segen wird durch kleine Spenden erkauft, die sich zur Zeit der heiligen Feste angenehm häufen. Derjenige aber, der diesen Segen gleichsam verwaltet, in wohl abgewogenen Dosen verteilt in Gestalt von Schriftstreifen, magischen Täfelchen, Säckchen geheimnisvol-

Generation. Aber hat sie nicht auch unendliche Schwierigkeiten u. Widerwärtigkeiten, Kleinglauben und Mißgunst zu überwinden gehabt? und erfahren wir es nicht immer wieder, wieviel Nicht-Verstehen-Wollen, Mißtrauen, Gleichgültigkeit, Selbstsucht in unsern Reihen lebendig sind?

Nein — ganz auf der Höhe der Erkenntnis ihrer Aufgabe steht unsere heutige Frauengeneration noch nicht. Wie sonst könnte sie einer Forderung widerstreben, die so ganz nur aus dieser tiefen biologischen Verantwortung, aus dieser biologischen Aufgabe erwachsen ist: dem Frauenstimmrecht, dem Mittel, um dieser gewaltigen Aufgabe besser dienen, sie besser erfüllen zu können? Gehen wir es ehrlich zu: Noch hält uns Kurzsichtigkeit, Enge, ja Angst den Blick gefangen, noch erkennt unsere heutige Generation die ganze Größe der Aufgabe nicht, die wir Frauen der Menschheit schulden.

Aber geloben wir uns gerade deshalb nur umso treuer, nur umso unentwegter: Ganz offen zu sein unserer Zeit, ganz ihre Forderungen verstehen zu wollen, ganz das unsrige dazu zu tun, damit wir tragbare Brücken sind, über die das Leben in heiliger Gesichertheit sich immer neue, immer herrlichere Jahrringe zulegt.

D.

Soldatenstuben während der Grenzbesetzung.

Aus den „Erinnerungen" von Else Züblin-Spiller.

. . . Schon am dritten Tage nach meiner Ankunft im Jura konnte mit dem Einrichten der zwei ersten Soldatenstuben begonnen werden. Für die eine stand uns eine Turnhalle, für die andere eine alte Uhrenmacherwerkstatt zur Verfügung. Telephonisch und telegraphisch wurden Tassen, Gebäck und Hilfen in den Jura beordert. Das übrige Inventar kauften wir in den Dörfern zusammen. Frau Martha Wyß kam als erster Adjutant, nach ihr Frau Dr. Wyß-Peyer und Frl. Amalie Zeller, die alle heute noch mit mir am Werke stehen. Die ersten 30 Soldatenstuben wuchsen bis Weihnachten fast aus der Erde. Das Blaue Kreuz hatte uns einen seiner Agenten, Herrn Mosimann, als Hilfe für das Depot gegeben; mehr als 6 Monate half er mit.

Meine Adjutantin, Frau Wyß, erhielt als erste die Aufgabe, aus der ungemütlichen Werkstatt in Bassecourt eine heimelige Soldatenstube zu machen. Es fehlte so ziemlich alles darin, was wir notwendig hatten, außerdem war es bitter kalt in dem fensterreichen Lokal. So war viel Begeisterung und Optimismus nötig, um den Mut nicht zu verlieren. Eine freundliche Frau im Dorf lieh uns einen Kochherd, der Feldweibel in der Batterie 24 trieb irgendwo einen Ofen auf; Bänke und Tische wurden verfertigt. Der Batterie-Zimmermann fabrizierte ein flottes Buffet und Gestelle. Dann wurden ein paar Soldaten in den Wald geschickt und kamen mit Tannzweigen und Efeu zurück. Einer der begeisterungsfreudigen Artilleristen bettelte zum Schmuck der Tische noch die letzten Astern im Dorf zusammen. Sechs zum Strafputzen verknurrte Soldaten traten bei uns an und fegten die Soldatenstube rein. Und dann kam die Eröffnung! Die Vorräte an Kuchen, die wir für sechs Tage ausreichend gehalten hatten, waren in zwei Stunden aufgegessen. Damals habe ich zum erstenmal erfahren, wie viel Süßigkeiten die Soldaten vertilgen können und wir haben mit andern Quantitäten Kuchen rechnen gelernt. Natürlich haben wir mit den primitivsten Mitteln versuchen müssen, eine gemütliche Soldatenstube einzurichten. Unsere Mittel waren anfänglich so knapp, daß wir in den ersten vier Wochen mit Schulden wirtschafteten. Aber mein Idealismus half mir über alle Schwierigkeiten hinweg. Die Sache mußte jetzt praktisch angefaßt werden, das Geld wird sich sicher später finden lassen! Mein Glaube wurde nicht zuschanden. Ich habe Mitte Dezember einen Aufruf veröffentlicht, der vom Generalstabschef Oberst von Sprecher, dem Armeearzt und allen damals im Felde stehenden Korpskommandanten und Divisionären und einer Reihe von Privatpersonen empfohlen wurde. Derselbe trug uns innert 3 Wochen Fr. 37,000.— an freiwilligen Beiträgen ein. Die bereits eingerichteten und sich eines starken Besuches erfreuenden Soldatenstuben hatten von Anfang an den Beweis erbracht, daß das Werk lebensfähig war und von den Soldaten stark benützt wurde. In vielen Ortschaften waren es wirklich die einzigen sauberen, heimeligen Räumlichkeiten. Die Soldatenstuben wurden mit Büchern, die uns Private und Verleger stifteten, mit Tageszeitungen, Zeitschriften, Spielen und Schreibmaterial ausgestattet. Schöne Bilder kamen an die Wände, zahlreiche Bahn- und Verkehrsgesellschaften stellten ihre Plakate zur Verfügung, die wir mit Efeu und Tannenzweigen einrahmten. So sah man die verlöcherten Wände nicht!

Die Preise wurden niedrigst angesetzt: Tee mit Zucker 5 Rp., Kaffee, Milch 10 Rp., Schokolade 15 Rp. per Tasse. Die „Schöpfungsgeschichten" unserer Soldatenstuben sind sehr lehrreich und amüsant.

Die Soldatenstuben wurden alle mit Nummern bezeichnet, da die Ortsnamen aus Gründen des militärischen Geheimnisses nicht genannt werden durften. Die Feldpost gab den Stuben jeweilen die Nummern und besorgte die gesamte Korrespondenz zwischen Soldatenstube und Betriebsleitung gratis.

Nr. 68 war ein Holzschopf, den man zuerst ausräumen, mit Boden- und Wandbelag, Bänken und Tischen versehen mußte. Licht und Kochherd wurden installiert; die grauen Wände wurden mit Bildern und Guirlanden behängt und fröhliche Soldaten eröffneten ihre Soldatenstube mit Sang und Klang.

Nr. 35 war ein altes tessinisches Dorftheater. Die Bühne mußte dem Kochherd weichen, der fürchterlich rauchende Ofen wurde durch einen andern ersetzt. Die andauernden Zinssteigerungen wurden dort anfänglich mit großer Langmut ertragen, schließlich riß die Geduld, man redete mit dem Manne in kräftigen Worten — ein Generalstabshauptmann verschwendete sein bestes Italienisch an den Padrone, der dann kleinlaut alle Schuld des Forderns auf den Filius in Chiasso schob.

Nr. 39 besaß wohl ein wappengeschmücktes Marmorkamin, aber keinen Boden und keine Fenster. Der erstere wurde mit Brettern gezimmert, die Fenster ausgebrochen; eine treue, geduldige Seele hielt in dem elenden Nest seit Monaten aus, stapfte jeden Abend durch hohe Schneewehen in ihr Zimmer und war glücklich.

Aus einer Schnapsbrennerei mit eingebautem Schweinestall entstand Nr. 72. Mit requirierten Rahmen wurden Fenster eingesetzt, der Eingang mit Buchsbäumen höchst stimmungsvoll eingefaßt. Ein mit leuchtenden Bändern geschmückter Buchskranz schwebte in der Mitte der Decke und harmonierte mit den Guirlanden, die als Wandschmuck im Gewiert sich zogen.

Eine veritable Schützenfesthalle mußte Nr. 98 als Unterkunft dienen. Zuerst waren allerdings dort etwelche Kämpfe zu bestehen, dann hatte sich aber die Gemeindebehörde unserer angenommen und jede Woche kam ein guter Bericht.

Nr. 65 war unser Kampfposten. Das Dörflein mit den niederen Häusern, auf den Gassen rinnende Schmutzbächlein, nicht besonders freundliche Einwohner, kannten wir alle recht gut. Wir hatten dort den guten Kampf des Glaubens geführt und wurden — hinausgeworfen. Wirklich und wahrhaftig! Nach zwei Monaten wurde der Angriff mit neuen Verbündeten, einem sehr energischen Infanterie-Major, erneuert, und der Sieg — blieb unser!

Wer kann Nr. 63 vergessen? Wie glücklich waren wir, in dem stark mit Truppen belegten Orte, dessen Bewohner mehr als nötig Schnaps verkauften, endlich eine Sattlerei requirieren zu können. Der ungastliche Raum mußte gründlich gereinigt werden, dann wurden die dunkeln Holzwände mit Bildern und Efeuranken verschönt. Wenn wir einmal hinaufkamen, erklärten uns die Soldaten froh, die Soldatenstube sei nicht nur der sauberste, sondern auch der schönste Ort im Dorf. Der Dorfplatz glich zwar lange einem Sumpfe; soviel man auch reinigte, wurde es nicht besser. Schließlich wurde ein tiefes Steinbett gelegt und dann kam man wenigstens durch, ohne die Schuhe zu verlieren.

Unser Stolz war entschieden Nr. 96. Dreimal hatten wir während verschiedenen Monaten beim Kommando um Hilfe angesetzt, waren aber immer abgewiesen worden, weil man den Hotels keine Konkurrenz machen wollte. Schließlich kamen wir zu zweit. Höflich empfing uns der Regimentskommandeur. „Gewiß werde er uns helfen, wenn wir ein Lokal fänden." Ein leises Lächeln stahl sich um seine Mundwinkel, wir würden doch nichts für unsere Zwecke in dem winzigen Dorf auftreiben können. Wir lernten das Dörflein von oben bis unten kennen, fast kein Haus wurde von unserm Besuche verschont. Wir mußten etwas finden! Da entdeckten wir einen Holzschopf mit dicken, schwarzen Mauern, gefüllt mit Gerümpel und Holz. Sehr mißtrauisch betrachtete ein Hahn unser Eindringen. Er fürchtete für seinen Stall, der 8 × 9 Meter maß. Der uns begleitende Offizier schüttelte zweifelnd sein Haupt, als wir ihm strahlend erklärten, das gebe eine wundervolle Soldatenstube. Wir erbaten Mannschaften zum Säubern des Raumes, Anschläger, Schreiner, Elektriker und Installateur mußten antreten. Oberstleutnant und Major sahen unserm Beginnen sehr skeptisch zu, wir mußten uns feierlichst verpflichten, für die Materialkosten aufzukommen, die sehr beträchtlich waren. Wir hatten das ja meistens zu tun, daher kamen auch unsere großen Auslagen für Installationen. Die Soldatenstube wurde reizend, der Herr Oberstleutnant versicherte es jedermann und empfahl unsern „feinen Kaffee" aufs wärmste. Sogar der Herr General würdigte diese Soldatenstube der Ehre seines Besuches und sprach unserer Leiterin sein freundliches Wohlwollen für unsere Soldatenstube aus.

Nr. 105 konnte Nr. 96 beinahe Konkurrenz machen. Eine Wagenremise wurde mit großartigen Wandmalereien aus dem Leben des Bat. 93 geschmückt. Die rohen Pfosten wurden schön mit Holz umkleidet, blühende Blumen nickten von den Friesen. Auf den groben Steinboden wurde ein Bretterboden gelegt und ein mächtiger Ofen strömte an kalten Abenden behagliche Wärme aus.

Nr. 102 trug den Preis der Heimeligkeit davon. Die weite Eingangshalle des prachtvollen Engadinerhauses wurde in eine Soldatenstube umgewandelt, mit heller Oelfarbe gestrichen und mit Bildern geschmückt. Die altertümlichen Schränke waren ein Schmuck in dem Raum, der mit elektrischer Beleuchtung, langen Bänken und Tischen ausgestattet wurde. An einem derselben saß einmal hoher Besuch: die Herren Generalstabschef Oberst von Sprecher, Armeekommandant Wille, Oberstdivisionär Schießle, Oberst Brödler und andere Stabsoffiziere. Birnenbrot, Butter, Konfitüre, Kuchen und Kaffee schmeckte den Herren vorzüglich; daß sie die Soldatenstube rühmten, hatte uns die Leiterin glückstrahlend erzählt. Nachher verprügelten sich die Soldaten beinahe, jeder wollte auf dem Plätzlein des Generalstabschefs sitzen! . . . .

Gasmasken als Spielzeug.

Ein belgisches Blatt hat vor kurzem die letzte Neuigkeit in Spielsachen in Gestalt einer Abbildung von Gasmasken als Kinderspielzeug gebracht.

So steht zu lesen im Pax international vom Dezember 1928.

Ein netter Gedanke des Spielzeugfabrikanten, nicht wahr? Und dabei sehr folgerichtig und fortschrittlich! Gewehrchen, Säbelchen und Kanönchen sind mehr oder weniger überholt; wer Schritt halten will, der orientiert sich am Stande der modernen Kriegstechnik.

Wer weiß, auf Weihnachten 1929 bringt vielleicht ein findiger Kopf eine hübsche kleine „Kinderhandgranate" in den Handel, eine durchaus ungefährliche natürlich, die man in einen Kreis von Kameraden hineinwerfen kann, wo sie mit einem artigen Knall verpufft, dabei aber keinen Schaden verursacht, sondern nur einen netten kleinen Nervenkitzel auslöst! Ein Spielzeug, unter dem Weihnachtsbaum zu schenken, während die Familie (oder die Spieldose!) singt: Ehre sei Gott — — und Friede auf Erden! — — Mitter, merkt Ihr, wie weit wir schon gekommen sind?

M. L.-J.

Der Weltbund für Frauenstimmrecht und staatsbürgerliche Frauenarbeit

feiert bekanntlich nächsten Sommer in Berlin sein 25jähriges Jubiläum. Alle seine Freunde aus Nah und Fern lädt er in einem warmen Einladungsschreiben dazu ein.

„In Berlin", heißt es darin, wurde im Jahr 1904 dem Weltbund für Frauenstimmrecht Satzung und endgültige Gestalt gegeben. Er umfaßte damals nur wenige Vereine; jetzt sind ihm Verbände in 42 Ländern angeschlossen. Welch ein Fortschritt in der Geschichte dieser 25 Jahre! Kein Erdteil, in dem Frauen nicht das Stimmrecht besitzen. Auf dem Gebiete der Sittlichkeit das übliche System der üblichen Reglementierung fast überall verpönt und in schnellem Absterben begriffen, die Bekämpfung des Frauenhandels eine der obersten Aufgaben des Völkerbunds. Kein Beruf, den die Frauen nicht ergreifen, und sicheres, wenn auch langsames Fortschreiten des Prinzips des gleichen Lohnes für gleiche Leistung. Große Siege sind bereits im Kampfe für die Gleichstellung der Frau gewonnen . . . Noch ist ernste und unermüdliche Arbeit zur Erreichung des letzten Zieles unserer großen Bewegung nötig: der gleichen Freiheit, der gleichen Lebensbedingungen für Mann und Frau auf jedem Lebensgebiet . . . Vor allem gilt es, die Frauen aller Länder, ob sie Wählerinnen sind oder nicht, zur staatsbürgerlichen Arbeit zu gewinnen und zu erziehen. Sie müssen erkennen, daß sie Staat und Gesellschaft Leistungen zu geben haben, wie sie in dieser Form der Mann nicht bieten kann. Sie müssen es lernen, ihre Auffassung als weibliche Staatsbürger mutig zu vertreten. Diese Erziehungsarbeit ist neben der Erringung des Stimmrechts in allen Ländern die große Aufgabe des Weltbundes für Frauenstimmrecht und staatsbürgerliche Frauenarbeit. Erst, wenn die Frauen als geistig selbständige Staatsbürger an dem Geschicke der Nationen und der Menschheit mitarbeiten, werden sie im höchsten Sinne frei sein."

Schweizer. Verband für Frauenstimmrecht.

Stimmrechtspetition.

Das Bureau des Aktionskomitees für diese Petition hat sich am 20. Dez. in Bern unter der Präsidentschaft von Frau Dr. Leuch versammelt und zuerst einige Punkte innerer Ordnung geregelt, so diejenige betreffend die Vermehrung der Mitglieder des Bureaus, um eine gerechtere Vertretung der Ostschweiz zu ermöglichen. Auch wurde die Herbeiziehung von bekannten, einflußreichen Persönlichkeiten aller Kantone in das große Aktionskomitee vorgesehen. Der Text des Propagandaflugblattes wurde endgültig festgelegt. Es sollen 300,000 Exemplare deutsch und französisch, sowie deutsch und italienisch gedruckt werden, um während der ganzen Zeit der Petitionskampagne zahlreich verteilt werden zu können. Eine Wegleitung für Vorträge haltende Herren und Damen wird vorbereitet. Das Bureau hat den Plan hiezu aufgestellt und die wesentlichen Gedanken und Daten darin mitgeteilt. Bekanntlich ist die Arbeit für die Sammlung der Unterschriften Sache der kantonalen Komitees, von denen einige vor Weihnachten schon sich gebildet haben, andere sich im Januar auf Veranlassung der damit beauftragten Stimmrechtsverbandsektionen bilden werden. Weil aber nur in 14 von 22 Kantonen Sektionen bestehen, ließ es sich das Bureau angelegen sein, an andern Orten Frauengruppen und vertrauenswürdige Personen für die Sache zu gewinnen. Die Unterschriftenbogen werden Mitte Januar gedruckt bereit liegen, so daß zu hoffen ist, in gewissen Gegenden der Schweiz dann sogleich und in andern spätestens auf 1. Februar die Kampagne beginnen zu können.

Ehrung von Frau Pieczynska in Polen.

S.F. Da wo die auch bei uns hochverehrte und unvergessene Frau vor 50 Jahren gewirkt hat, in Polen, wurde vor kurzem mit viel Anteilnahme ihr Gedächtnis gefeiert; Vorträge über ihre reiche Tätigkeit wurden abgehalten und einer Schule wurde ihr Name gegeben. So wird ihr Name mit der Erziehung, der sie im eigentlichen Sinne ihr Lebenswerk widmete, auf immer verknüpft bleiben.

Mobilisation.

Nein, nicht erschrecken, Frauen und Mütter; es bedeutet keine Herausforderung der Waffen, kein fernes Donnerrollen von Kanonen. Nein, ganz im Gegenteil — ein Aufgebot ganz anderer Art haben wir wieder erleben dürfen, wir, denen die Ehre und die Freude zuteil wurde, auf dem historischen Boden des alten Patrizier- und Landvogteisitzes Schloß Hünigen im Emmental teil zu haben an der dritten Berner Bauern-Heimatwoche. Diese Heimatwoche, das sind Tage der Bewußtwerdung, der Klärung, Tage der Läuterung, der Einsicht, des Verstehens, des Bekennens, über denen der Geist weht, der da heißt: „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen".

Aber ich will vernünftig „reden". In der Woche zwischen Weihnacht und Neujahr wurden die Bauern — Männer und Frauen — zusammen gerufen, daß mit ihnen gesprochen werde von Solchen — die äußerlich oder innerlich mit ihnen leben, leiden und sich freuen — über jene Dinge, die im Bauernleben besonders gewichtig fallen, über die Beziehungen vor allem zu Heim und Familie, zur Arbeit, zur Freude, zu allerlei Wirrsal des Lebens. Um nur einige Stoffe herauszugreifen: es wurde von berufener Seite gesprochen über „Das Bauernkind und seine Schule", dann schlicht und ergreifend von einem Bergschulmeister über „Das Bergbauernkind und seine Not"; an dem den Frauen besonders gewidmeten Tag über das äußerst heikle Thema „Die Sohnsfrau im Bauernhaus". „Die Bäuerin als Gattin und Mutter", für die Männer über „Bauernstreue", über die Freuden und Schwierigkeiten bäuerlicher Nachbarschaft, über „geistiges Leben und Berufsarbeit als Bildungsziel der Bauernjugend", über „dunkle Tage im Bauernleben" usw.

Wir sehen: nicht Bücher-, sondern Lebensweisheit, Lebensschule, der Wille, der sich durch alles hindurchzieht, diesen von schwerer Arbeit, oft harten Schicksalsschlägen und kargem Lose bedrängten Stand, der abseits steht von den vielen Bildungsmitteln der Städter, zu den Quellen des geistigen und sittlichen Lebens zu führen; diesen Frauen und Männern und Jungen, die so leicht in Gefahr geraten, unterzugehen im harten Muß der Alltäglichkeit, ein Fensterlein zu öffnen gegen die sonnigen Gärten des Gemüts; der Wunsch, in den Bauern, die gegenwärtig einen so harten Existenzkampf führen, das Bewußtsein zu stärken, daß sie „auf Leben und Tod" mit einander verbunden sind in ihrer Arbeit und ihren Zielen; der Wunsch, ganz besonders auch die Stellung der Frau zu heben, Achtung vor Frauenwürde und Frauenarbeit zu pflanzen und nicht zuletzt eine junge Bauerngeneration heranzuziehen und zu mobilisieren, die in diesem Sinne Pionierarbeit leistet unter dem Bauernvolke.

Dieser neue Weg der bäuerlichen Bildung, des geistigen, nicht des wirtschaftlichen Zusammenschlusses, wie er in der Schweiz einzig ist, ist ja in hohem Maße Sache der Führung. Was die Berner Bauern da ihrem jungen Sekretär und Führer Dr. Hans Müller und seiner Frau zu verdanken haben, das braucht ihnen niemand zu sagen, sie haben ihm durch seine beispiellos glänzende Wahl in die oberste Behörde dafür gedankt.

M. St.-L.

Zusammenschluß der Landfrauen.

Der Gedanke des Zusammenschlusses marschiert, das beweist eine kürzliche Versammlung von Freunden der Bauernheimatwoche, im Daheim in Bern, die sich zusammenfand, um über die Gründung von Landfrauenvereinen zu sprechen. Nach einem Referat von Frau M. Thomet, Riedbach, wurde ein Zusammenschluß mit selbständigen edelgesinnten Führerinnen

---

len Inhalts oder Latwergen aller Art unter die Leute bringt, der die Spenden der Hoffenden oder der Dankbaren dem Gesamtbesitz der Kabile zuführt nach seiner Weisheit und seinem Ermessen, ist ein munteres Männchen mit grauen Augen und grauem Barte und genau so viel Anmaßung, Eifersucht und Herrschgier, wie dies seinem heiligen Stande zukommt. Man nennt ihn F'kih, den Schriftgelehrten, weil er einige Suren des Koran auswendig kann, diese an Hochzeiten, bei Todesfällen, an den Festtagen des Propheten oder auch ohne besonderen Anlaß mit Schwung und Ausdruck hersagt und sie den kleinen Knaben des Duars, sofern diese keine nützlichere Beschäftigung finden, einbläut. Der F'kih ist geistliches Oberhaupt und Richter der kleinen Gemeinde und als solcher der natürliche Feind und Nebenbuhler Abd er Rachmans.

Es wäre indes ein Irrtum, wollte man annehmen, daß der Glaube der Hilfsbedürftigen sich stets der Vermittlung des F'kih bediene, um mit dem Heiligen zu verkehren; diesen immerhin etwas kostspieligen Weg schlagen die gesund empfindenden Leutchen nur in Fällen großer Ratlosigkeit ein. Für die täglichen kleinen Anliegen, die nie enderden Sorgen um Feld und Vieh, die gewöhnlichen Krankheitsfälle sowie für weniger verwickelte Liebesangelegenheiten genügt eine Zeichensprache, wie sie seit uralten Verbertagen geübt und verstanden wird: das Niederlegen eines Steines neben dem Heiligengrabe, das Befestigen eines Stofffreifens an den Zweigen der Feigenbäume oder der Ginsterbüsche in seiner Nähe. Es soll keine Gabe sein, sondern nur ein Erinnern, eine schüchternne und kindliche Mahnung an den Heiligen, den kleinen Stoßseufzer, der zu ihm aufsteigt, nicht zu vergessen. Der Fremdling, der ahnungslos das Land betritt, bemerkt vielleicht mit Erstaunen den seltsamen Schmuck der heiligen Bäume die geisterhafte Blüte zerflatternder, verblaßter Schleierendchen oder Gewandstreifchen, und betrachtet mit mitleidigem Lächeln die Ansammlungen von Steinen zu Pyramiden, Türmchen und Mäuerchen, die er für Bauwerke primitiver Art hält oder gar für Beweise landwirtschaftlicher Tüchtigkeit, die das Feld von Steinen säubert. Er weiß nicht, daß hier gleichsam Gebete versteinert sind seit den Tagen, wo das weiße Grabmal mit dem islamischen Namen noch nicht stand, wo heidnische Berber hier noch einer Baumgöttin opferten, deren Name heute vergessen ist.

Nun gehörte Abd er Rachman, obwohl er stolz tat auf seinen vielverehrten Heiligen und dessen Macht außerhalb der Kabile gern herausstrich, leider zu denen, die für sich selbst wenig Gebrauch von den Wundergaben machten. Er war ein starker Mann und nahm sich, was er wollte. Da er gewandt und kühn zugriff, so waren seine Unternehmungen meist vom Glücke begünstigt, und er vertrat die Ansicht, daß es im Leben mehr auf Klugheit ankomme, denn auf Gebete; und Klugheit nannte er die Fähigkeit, im Handel zu betrügen und seine Gegner durch Gewaltstreiche zu verblüffen. Zwar gab es Dinge, bei denen Klugheit nichts vermochte; zum Beispiel fehlender Kindersegen. Nun, da hatte er nichts einzuwenden, daß seine Gattin täglich dem Heiligen ihre Reverenz machte, daß sie ihre Steinchen in rührender Dringlichkeit auf eine Astgabel des geweihten Baumes oder in eine Fensteröffnung der Kubba selbst niederlegte, aber er opferte dem F'kih auch kein Pfündchen Butter für ein Amulett oder eine Arznei. Als dann die Not behoben war und Kinder sich einstellten, höhnte er den Zauberkundigen noch durch den Beweis, daß man seiner Macht entraten könne, und schürte so dessen heimlich schwelenden Groll. Zwar fand er es selbstverständlich, daß die Männer seines Stammes sich gute Ernten sicherten, indem sie sieben Weizenkörner in ein Säckchen banden und dieses an einer der Ruten befestigten, die zu solchem Zwecke in die Steinpyramiden neben dem Heiligengrabe gesteckt wurden; zwar konnte er nicht hindern, daß in trockenen Jahren der Umzug mit der Schöpfkelle veranstaltet wurde, die als Braut gekleidet durch die Felder getragen wird, wobei die Frauen das schöne Lied singen: „O Schöpfkelle, dein Haupt ist enthüllt! O Herr, begieße ihre Ohrringe! O Schöpfer, besenchte ihre Brust! O Barmherziger, gib der Aehre zu trinken und der Witwe zu essen!" — Aber bei diesen alt hergebrachten Uebungen hatte der F'kih nichts besonderes zu leisten, und halfen sie, so erntete er wenigstens von Abd er Rachman keinen Dank. So nährte der Scheich den Haß des Schriftgelehrten und schärfte ihn, nach einer Gelegenheit zu lauern, wo er mit voller Wirkung zutage treten könnte.

Aber auch der F'kih war klug und unternahm, trotz des Vertrauens in die eigene Zaubermacht, nichts, dessen Ausgang ihm nicht verbürgt schien. Er durfte seinen Ruf nicht gefährden; und eine heimliche Beschwörung hatte sich bereits als unwirksam erwiesen. Das war gewesen, als Abd er Rachman nach dem Tode seiner ersten Frau eine zweite Vermählung einging: da schlug der F'kih sieben Knoten in einen Strick und trug diesen unter seinem Festgewande, als er zur Hochzeit ging. Nun weiß jedermann, daß eine also mit Knoten gebundene Ehe keine Frucht hervorbringt, und Kinderlosigkeit war es, was der rachgierige F'kih seinem Feinde zugedacht hatte: Schmach und Schmerz zugleich.

Aber Abd er Rachmans Glück machte das brütende Unheil zuschanden: Söhne und Töchter folgten einander wie die Perlen im Rosenkranze, und alle waren gesund und wohlgetan. Der F'kih nahm die Lehre zu Herzen und sprach sich selbst Geduld zu. Abd er Rachman schien ein Amulett kräftigster Art zu besitzen, das ihn unantastbar machte; nun kam es eben auf verschwiegenes Lauern an und emsiges, stilles Verfolgen, bis der Tag der Erfüllung beschieden sei, bis der Uebermütige dem Schicksal aller Uebermütigen verfallen würde.

Eines Nachts, kurz nachdem Abd er Rachman einen besonders vorteilhaften Handel auf dem Mittwochsmarkte geschlossen hatte, wurden von den Herden der Kabile einige Kühe geraubt, ein Vorfall, der selten war und Aufsehen erregte. Die Männer des Duars bestimmten Abd er Rachman, den F'kih zu Rate zu ziehen, der die Gesichter der Schuldigen im Spiegel zeigen könne. Der F'kih entzündete ein qualmendes Feuerlein von Aloeholz, Oelbaumharz und Koriander und hielt die matt glänzende Kupferplatte in den Rauch. Gestreckten Halses und vom starken Dufte halb betäubt, hockten die Fordschmänner im Kreise und stierten auf das Metall, das rötlich unter den spielenden Rauchwolken blinkte. Der F'kih behauptete, ein Gesicht von der den Abdaleuten eigentümlichen dunkleren Färbung zu sehen, und zwei oder drei der Männer stimmten lebhaft zu; die anderen husteten tränenden Auges. Abd er Rachman, der hinter dem Kreise stehend, kaum einen Blick auf das Spiel geworfen hatte, fand den Vorwand annehmbar, den pferdereichen Abda einen Besuch abzustatten, rüstete die Männerschar, fiel im nächsten Abdadorfe ein und raubte ein paar Stuten. Es entspann sich ein kleiner, fröhlicher Krieg, bei dem Besitz um Besitz getauscht wurde und sich dennoch jeder Stamm fortgesetzt für den Betrogenen hielt. Da kein Blut floß, so enthielten sich die ferner liegenden Dörfer der Einmischung.

begrüßt. Herr Dr. Müller aus Großhöchstetten hatte die Versammlung mit einem Eröffnungswort eingeleitet: „Was wir wollen“ und Frau Tellenbach aus Großhöchstetten hatte ferner über die Frage gesprochen: „Gibt es eine Landflucht der Bauerntöchter?“

Die Frau in der Statistik.

Zu Ehren der Saffa hat das Statistische Amt der Stadt Bern ein kleines, aber höchst lehrreiches Büchlein veröffentlicht, womit bei den Frauen „einiges Interesse für statistische Dinge erweckt werden“ soll. Es ist betitelt „Die Frau in Bern“, gibt aber auch mancherlei beachtenswerte Anhaltspunkte, z. B. über Ehe und Familie, Wirtschaftsleben, Haushalt, Erwerbsmöglichkeiten, Fürsorge für die Frauen, die für die ganze übrige Frauenwelt Interesse haben können.

Bekannte Tatsache ist, daß in allen Städten das weibliche Geschlecht an Zahl überwiegt, in Bern nicht gleich stark wie z. B. in St. Gallen, Genf und Zürich, aber in allen größern Städten stärker als auf dem Lande. Das weibliche Geschlecht hat eine größere Lebensdauer als das männliche. Am größten ist der Frauenüberschuß bei den Verwitweten, weil der verwitwete Mann öfters wieder heiratet als die verwitwete Frau. Gegenüber früher hat die Heiratswahrscheinlichkeit für die Frauen zugenommen, denn im Jahre 1920 waren von je 100 Frauen über 15 Jahren 42, vor 50 Jahren nur 35 verheiratet.

Wie anderwärts, heiraten auch in Bern die Frauen jünger als die Männer, nämlich durchschnittlich mit 27,9, die Männer mit 30,3 Jahren.

In den Jahren 1921—25 wurden im Jahresdurchschnitt auf je 1000 Einwohner lebendgeboren: in Bern 16,2, in Zürich 14, in Basel 13 und in Genf 10, in der Schweiz 19,4 und im Kanton Bern 20,5 — und zwar 51,4 % Knaben und 48,6 % Mädchen. 41 % aller Kinder sind Erstgeborene, aber nahezu 30 % aller Erstgeborenen kamen früher als dreiviertel Jahre nach der Eheschließung zur Welt! Außereheliche Kinder waren 7,8 % aller Lebendgebornen; in den letzten Jahren hat dieser Prozentsatz wieder zugenommen, aber von 1911—15 betrug er noch 9 %. Die außerehelichen Mütter sind am häufigsten unter Dienstboten und Hotelangestellten zu finden, nämlich 47%.

Die Haushaltungen sind in den letzten 50 Jahren durchschnittlich immer kleiner geworden. Von den Einzelhaushaltungen, d. h. einzellebenden Personen mit eigener Wohnung und Hauswirtschaft, waren im Jahre 1920 in Bern nur 26 % Männer, aber 74 % Frauen. Die durchschnittliche Personenzahl pro Familienhaushalt betrug 4,4, d. h. mehr als in den andern größern Schweizerstädten. Am häufigsten kommen in Bern die dreiköpfigen Familien vor. 72% der Familien hatten Kinder, 17 % hatten Dienstboten, 30 % hielten Zimmermieter, d. h. mehr als Zürich, Basel und Genf. Durchschnittlich zählte man in Bern 1,7 Kinder (Basel 1,6; Zürich 1,4; Genf 1,1) per Familie. Bern steht also an der Spitze.

Der um die Jahrhundertwende einsetzende Geburtenrückgang konnte vom Sterblichkeitsrückgang nicht ausgeglichen werden, so daß der Geburtenüberschuß immer kleiner wurde, 1896—1900 betrug dieser 13,1 Promille, 1927 nur noch 2,7 Promille in Bern.

Das weibliche Geschlecht ist widerstandsfähiger als das männliche, denn die Sterblichkeitszahl betrug im Jahre 1927 auf 1000 Einwohner 10,8 männliche und 9,9 weibliche. Unter den Todesursachen steht die Tuberkulose, trotz ihrem starken Rückgang, an erster Stelle, nämlich 33 auf je 10,000 Einwohner.

Bern zählt unter den größern Schweizerstädten am wenigsten Ausländer (8,5%, gegenüber Basel 27, Zürich 22 und Genf 31,5%). Das weibliche Geschlecht herrscht seit dem Krieg unter den Ausländern vor, was sich aus der starken Zunahme ausländischer, namentlich deutscher Dienstboten erklärt. W. K.

Die erste tessinische Aerztin.

Dem „Dovere“ zufolge hat Elden Varenna von Locarno an der Lausanner Universität das eidgenössische medizinische Staatsexamen mit großem Erfolg bestanden. Sie ist somit die erste Aerztin, die der Kanton Tessin hervorgebracht hat.

Ein Geschenk an die Schweizerinnen.

Nachdruck verboten.

Wer kennt es? Wie viele von uns haben sich schon erfreut daran, erquickt und gestärkt an diesen drei wunderbaren großen Ganzlederbänden, die in Bern in der Stadt- und Hochschulbibliothek stehen mit der kühnen Zuschrift auf ihrer ersten Seite: „Den Frauen des Schweizerlandes von den Herausgeberinnen, New-York 1882“.

Ein so altes Geschenk, ein so unbekanntes Geschenk, und eine so kostbare, herrliche Gabe! Und gerade jetzt so ausgesucht zeitgemäß! Es ist die „Geschichte des Frauenstimmrechts“, herausgegeben von Elizabeth Cady Stanton, Susan B. Anthony und Matilda Joslyn Gage und umfaßt in ungefähr dreitausend enggedruckten Seiten die Geschichte vor allem der amerikanischen Frauenbewegung der Jahre 1848 bis 1885.

Was wissen wir von den Frauen der Vereinigten Staaten? Wir hören etwa von ihrer sorgsamen Schönheitspflege, von der Vereinfachung des Haushalts, von den hohen Löhnen der Hausangestellten, von der Arbeit der Frauen als Predigerinnen, Advokatinnen und auf andern Gebieten, die wir noch selten bebauen, von der hohen Stellung der Frauen in der Gesellschaft und von der großen Tätigkeit der Frauen auf politischem Gebiet. Männer, die aus Amerika zurückkehren, erzählen uns etwa mit Schaudern von der „Frauenherrschaft“ „da drüben“. —

Vielleicht vergleichen wir dann: Republiken und „Vereinigte Staaten“ dort drüben und hier bei uns; unsere Republik ist um Jahrhunderte älter; wir Schweizerinnen arbeiten ebenso viel wie die Frauen drüben, nein, wahrscheinlich mehr, und unsere Stellung ist — um Jahrzehnte, in trüben Stunden sagen wir wohl, um ein Jahrhundert zurück. Wir sind, was die ersten Kämpferinnen in den Vereinigten Staaten „politische Sklaven“ nannten, nichts weiter. Ich hörte kürzlich von einer jungen Amerikanerin, die einen Schweizer geheiratet und nun ihr neues „Heimatland“ zum ersten Mal besucht hatte. Sie war hingerissen von der Schönheit der Schweiz. Aber hier leben? Nie und nimmer. Nie und nimmer, sagte sie, würde sie hier leben wollen, wo sie nur als ein Wesen zweiter Güte betrachtet werde und jeder Tölpel sie über die Achsel ansehen könne.

Woher doch dieser Unterschied zwischen unserer Lage und der Lage der Amerikanerinnen?

Man weist etwa darauf hin, daß in Amerika die Frauen in der Minderzahl seien, nicht in der Ueberzahl wie bei uns und deshalb als etwas Seltenes und Kostbares mehr geschätzt und umworben würden als bei uns. In früherer Zeit und besonders in manchen Staaten des Westens sei sie lange der „seltenste und darum gesuchteste Artikel“ gewesen. Es scheint dann so, als ob die Männer der Vereinigten Staaten den Frauen Rechte als Liebesgaben in den Schoß gelegt hätten, und wir Schweizerinnen sehen dann wohl sehnsüchtiger noch als sonst in eine Zeit, wo sich die Männer in Europa nicht mehr gegenseitig morden oder sich mit Alkohol und Ausschweifungen aller Art das Leben verkürzen, in eine Zeit, wo das natürliche Gleichgewicht der Geschlechter nicht mehr durch Unnatur aller Art zerstört sein wird. Und schon sind wir vielleicht bereit, die Hände sinken zu lassen und demütig zu warten auf die „natürliche Entwicklung“, auf das „goldene Zeitalter“, ja, feig und träge zu warten, wie wir es schon Jahrhunderte, Jahrtausende lang getan haben.

Ein einziger Blick in einen der drei Bände dieses Geschenkes an die Schweizerfrauen“: Es ist alles nicht wahr.

Doch, es ist wahr, daß die Frauen in Amerika in der Minderzahl waren und gewiß heute noch sind. Aber nicht wahr, daß ihnen die Männer freiwillig auch nur die geringsten Rechte zu Füßen gelegt hätten. Ja, diese ersten Einwandrerfrauen hatten wohl „das Recht“, in den damals urwelttlichen, schwierigen Verhältnissen den Haushalt zu besorgen, zu schlachten, zu backen, das Vieh zu füttern, den Garten anzulegen, zu pflanzen, das Haus verteidigen zu helfen gegen Ueberfälle, Kinder zu gebären und aufzuziehen, hatten aber beim Tode des Gatten nicht das Recht auf ein einziges Stück des gemeinsam erworbenen Besitzes, nicht das geringste Recht auf ihre eigenen Kinder, nicht das Recht, zu entfliehen, wenn es einem wahnsinnigen Gatten etwa einfiel, sie einzusperren. Mit dem Tage der Hochzeit hörten sie auf, eine eigene Persönlichkeit zu sein. „Mann und Frau sind eine Person, und diese eine Person ist der Mann“, so war der Grundsatz und das Gesetz.

Aus dieser tiefsten Rechtlosigkeit haben sich die Frauen der Vereinigten Staaten emporarbeiten, emporkämpfen müssen. Hohn, Spott, Geschimpf und Geschrei, nichts wurde ihnen erspart. Von den Kanzeln wurde gedonnert, in den Zeitungen gelästert, bei allen Zusammenkünften gehöhnt, Pfiffe von Gassenbuben und von „Ehrenmännern“ durchgellten die Versammlungssäle, Steine flogen an die Fenster, — und nichts vermochte diese Frauen zu entmutigen oder abzuhalten.

Ist es nicht nötig für uns, ist es nicht Stärkung und Labsal, dann und wann aus diesem unvergleichlichen „Geschenk an die Schweizerfrauen“ zu schöpfen?

Den ganzen Reichtum des großen Werkes darzustellen, ist unmöglich. Es enthält die Geschichte der Frauenbewegung in allen einzelnen Staaten, alle Berichte über die Zusammenkünfte der einzelnen größeren Frauengruppen, die Eingaben an die Regierungen, Zeitungsberichte für und gegen, Berichte über die Abstimmungen, Lebensbeschreibungen und Erfahrungen verschiedener Führerinnen, Meinungsäußerungen über alle möglichen Fragen des Frauenlebens, über die Ehe, die Liebe, Ehescheidung, Güterrecht, Mädchenerziehung, Frauenlöhne, Frauenkleidung, Frauenberufe, kurz, über alles, was die Frauen jener Zeit und aller Zeiten bewegt.

All das ist frisch und munter geschrieben, nichts langweilig oder bloß theoretisierend. Das ganze Werk ist erfüllt von einem Geiste des Mutes, der Freude, der Opferwilligkeit und von Siegeshoffnung durchweht.

Jede Schweizerin sollte doch aus diesem Schatzkasten schöpfen können.

Wie wenigen ist es möglich!

Um doch etwas davon zugänglicher zu machen, haben wir für die Leserinnen des Frauenblattes aus diesen drei großen Bänden einzelne Aussprüche, Anekdoten und auch einige etwas größere Darstellungen zusammengestellt (die nach und nach in den folgenden Nummern erscheinen werden. Red.). Wir werden diese Artikel jeweilen durch die Buchstaben H. W. S. (History of Women Suffrage) kenntlich machen. Dr. H. Anneler.

Aus unserem Berufsleben:

Lehrerinnenverhältnisse in der Schweiz.

Wir haben in einer der letzten Nummern bereits kurz die unter obigem Titel von Fräulein Gerhard bearbeitete treffliche Schrift skizziert und möchten uns nun erlauben, einzelne Kapitel noch etwas eingehender zu beleuchten. Zunächst die Lehrerinnenausbildung. Sie ist bei uns für Ausländer fast unbegreiflich vielgestaltig. Ganze 6 Kantone, Glarus, Uri, Obwalden, beide Appenzell und Baselland, überlassen die Sorge dafür den offiziellen oder privaten Institutionen anderer Kantone. Bern aber weist gleich eine ganze Anzahl von Lehrerinnen-Seminarien auf, zwei staatliche, in Thun (deutschsprachig) und Delsberg (französisch), ein von Stadt und Staat getragenes offizielles, und ein streng konfessionelles, privates in Bern selbst.

Die meisten Kantone halten noch am bisherigen System der Seminarausbildung fest; Baselstadt aber wagte unter Leitung des unvergeßlichen Rektors Barth schon vor Jahren die großzügige Lösung, die jetzt in den deutschen Staaten und in Wien versucht wird, die Lehrerinnenausbildung einem mit der Hochschule verbundenen Institut zu übertragen, und als Vorbildung den Besuch eines Gymnasiums mit lateinloser Matura zu verlangen. Zürich hält zwar noch am Seminar fest, richtete aber für Kandidaten, die vom Gymnasium herkommen, an der Hochschule besondere Kurse ein, die mit dem Primarpatent abschließen. In Bern, wo eben eine Reformbewegung im Werden ist, erwachte das Verlangen nach dieser Lösung ebenfalls; aber die Aussicht, in absehbarer Zeit dazu zu gelangen, ist bei der derzeitigen politischen Lage nicht groß.

Und doch werden gute Gründe dafür angeführt, vor allem, daß die Lehrerschaft als Kulturträger und Seelenbildner einer ganz besonders guten Ausbildung bedürfe. Es sei kein Grund einzusehen, warum sie als weltliche „Seelsorger“ nicht dieselbe vertiefte und weite Bildung genießen sollten, wie z. B. die Pfarrer, deren Hilfe und Rat und Seelsorge anzurufen jedem Belieben freistehe, während das Volk gezwungen sei, seine Kinder der Lehrerschaft anzuvertrauen. Sicher ist, daß die Trennung von allgemeiner und Berufsausbildung vorteilhaft wäre, wie auch der Umstand, daß die Lehrerinnen älter und also hoffentlich auch reifer als bisher in ihr verantwortungsvolles und aufreibendes Amt träten. Daß in Freiburg 17-Jährige, in Bern 18-Jährige das Lehrpatent erhalten können, ist sicher zu früh, und daß Bern heute noch den Kant nicht gefunden hat, seinen Lehrerinnen das 4. Seminarjahr und damit die gleiche Ausbildungszeit wie den Lehrern zuzuräumen, ist wahrlich ein Uebelstand, dem bald einmal abgeholfen werden sollte. Wenn die Lehrerinnen dennoch nicht mit vollen Segeln vom Seminar abgeschwenkt sind, liegt der Grund darin, daß das Gymnasium Frauen und Mädchen doch ferner steht als das altsprachliche Seminar, und daß es durch den stark ausgeprägten Intellektualismus der pädagogischen Einstellung wenig förderlich ist. Fräulein Gerhard weist mit Recht darauf hin, daß an Seminarien immerhin einige Lehrerinnen amten, daß also doch etwas weiblicher Einfluß gesichert ist, während fast alle Gymnasien — ausgenommen Mädchengymnasien — die fraukiche Mitarbeit nicht kennen und kein Bestreben zeigen, sie kennen lernen zu wollen, selbst wenn die Mädchen einen großen Prozentsatz ihrer Schülerschar ausmachen.

In den letzten Jahren sind da und dort Bestrebungen aufgetaucht, die Ausbildung der Primarlehrerinnen einzuschränken. So erwog man z. B. in Zürich, ob nicht die Mädchen vom Staatsseminar auszuschließen seien, oder ob man ihnen wohl das Patent erteilen, aber sie als im Kanton nicht wählbar erklären solle etc. Die Befürchtung ist nicht ganz von der Hand zu weisen, daß mancherorts die Versuche, die Koedukation einzuführen, den heimlichen Wunsch in sich bergen, damit die Möglichkeit in die Hand zu bekommen, die Zahl der zukünftigen Lehrerinnen zu beschränken. Vorsicht und Umsicht ist da nötig.

Seltener als die Bildungsmöglichkeiten für angehende Primarlehrerinnen sind diejenigen für Lehrerinnen der obern Stufen, für Sekundarschulen und Gymnasien. Nur 11 Kantone geben dazu Gelegenheit, vor allem natürlich die Hochschulkantone; St. Gallen hat an der Kantonsschule, Tessin am liceo cantonale besondere Kurse eingerichtet, wie die großen Schulinstitute der Innerschweiz. Es fällt auf, wie wenig Patentierungen stattfinden. Von 1918—1927 wurden jährlich durchschnittlich nur 37 Sekundarlehrerinnen patentiert gegenüber 83 Lehrern und nur je 3 Gymnasiallehrerinnen gegenüber 33 Lehrern. Und doch nimmt die Zahl der Schülerinnen in den höhern Schulen immer mehr zu, so daß die Mitarbeit von Lehrerinnen immer notwendiger wird. Hier liegt noch ein weites Feld für tüchtige Frauenkraft, wenn sie es wagt, Eisbrecherdienst und Pioniermühen auf sich zu nehmen. S.

Wie — und wenn ich Gärtnerin würde?

Wieder ist die Zeit im Anzuge, wo unzählige junge Mädchen und deren Eltern sich mit der ernsten Frage der Berufswahl werden befassen müssen. Da wird denn da und dort auch der Gedanke auftauchen: Und wenn ich nun Gärtnerin würde? Ja, die Frage ist es wert, daß du dabei verweilest, und sie zu prüfen ist heute leicht geworden. Du brauchst nur nach der kleinen Schrift von Elsa Günther: „Die Frau im Gärtnerinnenberufe“ (verfaßt im Auftrage des Schweizerischen Gärtnerinnenvereins, Verlag Sauerländer, Aarau) zu greifen, die dich in knapper Form, auf nur 31 Druckseiten, über alle wesentlichen Punkte aufklärt. Und das Schöne daran ist, daß du dieses Berufsbild, im Gegensatz zu einigen da und dort erschienenen, mehr oder weniger mißglückten Versuchen, in allen Teilen ernst nehmen, daß du ihm vollen Glauben schenken darfst. War doch Elsa Günther zur Abfassung dieses Schriftchens, das wir der Saffa verdanken, wie kaum eine andere Gärtnerin geeignet: da spüren wir einerseits ihre eigene, vieljährige und vielseitige Tätigkeit als Gärtnerin und Gartenbaulehrerin, als Kursleiterin, als Präsidentin des Schweizerischen Gärtnerinnenvereines, die Einblick in so manches Gärtnerinnenschicksal bekommen hat — und anderseits drängt sich hinter ihr eine Schar von ca. 200 Gärtnerinnen, die durch die Beantwortung von Fragebogen sich an der Auffstellung des Berufsbildes effektiv beteiligt haben. So ist denn ein Bild zustande gekommen, das wir jedem jungen Mädchen, das sich zu unserem Beruf hingezogen fühlt, in die Hände drücken möchten.

Es soll nicht nur über das immer wieder angepriesene „Ideale“ unseres Berufes orientiert sein, sondern auch die warnenden Rufe vernehmen, die die erfahrene Gärtnerin ihm zuzurufen hat:

„Gedenke wohl der Schattenseiten, denn sie sind so tatsächlich wie die idealen Sonnenseiten, und nur die wahrhaft berufene Gärtnerin wird ihrer Herr zu werden vermögen.

„Merke wohl, daß die Gärtnerin heute noch nicht auf gebahnten Wegen gehen kann, sondern daß sie auf Hindernisse gefaßt sein und sich zu Pionierarbeit rüsten muß.

„Bedenke, daß der Anstellungsmöglichkeiten wohl viele und verlockende sind, daß dagegen die Gehaltstabelle eine weniger verlockende Sprache redet, daß

Beide Parteien waren übrigens bemüht, die Fehde vor ihren Gouverneuren zu vertuschen; dieses gelang den Fordschileuten, weil ihr Hauptstamm mit dem vom Sultan eingesetzten Gouverneur viele Meilen nordwestlich in der weiten Dukkala seßhaft war, und den Abda, weil deren Gesamtoberhaupt sich um diese Zeit beim Heerlager des Sultans in Marrakesch befand, wo man ihm mehr zu denken gab, als ihm lieb und lösbar schien.

Abd er Rachman fand sein Behagen in den wechselnden Erregungen des Kampfes, und sein Lachen dröhnte durch die Zelte, wenn er die Streiche zum Besten gab, die er „den Pferdeherren, den Reichen, den Sultansdienern“ spielte; denn der Stamm der Abda wird viel beneidet wegen des Silbers und der Vorrechte, die ihm aus der Zucht seiner herrlichen Pferde erwachsen. Die Freude an dem listenreichen Kriege aber sollte, nach der Bestimmung des Bestimmers aller Dinge, Abd er Rachmans letzte Freude sein für lange Zeit. Das Feld war geackert und das Samenkorn versenkt, aus dem als Frucht die Rache des F'lih reifen sollte. Und dies ist der Inhalt dieser Geschichte.

Es geschah an einem Fehdetage, als Abd er Rachman mit dreißig oder vierzig von seinen Leuten soeben wieder eine Anzahl Hammel von den Fluren der Abda zusammengetrieben hatte als Sühne und Bezahlung für die einstmals geraubten Kühe. Die Männer des Duars konnten ihm nicht wehren, denn die hatte er durch einen Scheinangriff in beträchtliche Ferne locken lassen, und die wenigen Zurückgebliebenen waren den Fordschileuten schnell unterlegen. Da erblickte Abd er Rachman unter den Weibern, die sich heulend an die zusammengerotteten Hammel klammerten und bald die siegreichen Fordschi um Gnade anflehten, bald die zurückgedrängten Abda mit Flüchen und Schmähungen übergossen, ein Mädchen, das ihn des Kampfes vergessen ließ. Zwar war es „verschleiert“ — das heißt, es hatte einen Zipfel des Kopftuches nach vorne gerissen und hielt ihn mit den Zähnen fest, so daß er die linke Hälfte des Gesichtes bedeckte; aber die rechte, zufällig dem erstaunten Beschauer zugekehrte, war sichtbar, und sichtbar waren breite, wohlgewölbte Schultern, schlanke Arme, die sich strafften, indem sie einen Hammel an Schwanz und Beinen nach rückwärts zu ziehen suchten, und herrliche lange Schenkel und Beine, die fest wie Säulen am Boden wurzelten. Die Haut der Schönen war dunkler, goldiger, gesättigter als die der bläßlichen Fordschifrauen, und zeigte auffallend wenig Tätowierung; nur am Kinn täuschte eine sehr feine blaue Marke den Schatten eines Grübchens vor, und die schlanken Hände trugen Netzhandschuhe von blauen Tätowierungslinien, die kurz über dem Gelenk mit einem breiten, silbernen Armreifen endeten. Das lose flatternde Hemdchen der Beduinin war aus matt irisblauem Kattun, und einem Feingefühl für Farbenwirkung folgend das diesem Volke als edelste Kulturgabe in die Wiege gelegt ward, bestanden Ohrringe und Halsschmuck aus ganz blassen Korallen, auf Silberdraht gereiht. Das Kopftuch aber war von blendender Weiße und riß den Blick völlig gewaltsam an sich und an das, was es zum Teile verbarg. Abd er Rachman vergaß, was er in Händen hielt, und starrte verzaubert nach dem leuchtenden Kopftuche. Das schöne und tapfere Mädchen war hart bedrängt, konnte nicht schreien, weil es die „Verhüllung“ nicht fahren lassen wollte, und sich nicht wehren, weil es den Hammel festhielt; wie es sich diesem denn endlich entrissen sah, benutzte es die frei gewordenen Hände schnell, um einen Feldstein vom Boden aufzuraffen und ihn dem nächsten der Fordschimänner ins Gesicht zu schleudern, daß ihm das Blut aus der Nase schoß. Nun aber vergaß es auch der Verhüllung und stieß einen minutenlangen gellenden Haß- und Triumphschrei aus, während das Kopftuch nach hinten flog und den herrlichsten Kopf freigab, den je ein Mädchenhals getragen. In diesem Augenblicke gebot Abd er Rachman der Fehde Halt, rief mit Donnerstimme die Greise des Abdadorfes herbei und bot ihnen einen Vergleich an, indem er ihnen die Hälfte der soeben erbeuteten Hammel zurückerstattete und die Fehde für begraben und abgetan erklärte. Scheidend sah er noch, wie die kraftvolle und unentwegte Jungfrau wieder ihren Schleier zwischen den Zähnen, ihren Hammel aber an beiden Hinterbeinen hielt, ihn durch ein paar kräftige Stöße zwang, auf den Vorderbeinen zu gehen, und ihn so wie eine etwas ungefüge Schubkarre vor sich her trieb. Dies Bild von rüstiger und elastischer Weiblichkeit nahm der entzückte Scheich mit sich hinweg, und es vergoldete ihm die Träume seiner nächsten Nächte.

(Fortsetzung folgt.)

Von Büchern.

Adolf Saager: Demir Kapu. Die Erzählung einer Tat des Völkerbundes. Mit einem Brief Bundesrat Mottas an den Verfasser. Verlag des Landschäftler, Liestal 1928.

Beneidenswert ist die Gabe der Verlebendigung, mit der der Verfasser einen scheinbar so spröden Stoff wie die Beilegung des griechisch-bulgarischen Konflikts vom Herbst 1925 durch den Völkerbund uns zu einem Verstand und Herz in Spannung haltenden Ereignis zu gestalten weiß. Hinter der knappen Künstlerzeichnung des einsamen Balkangrenzpasses Demir Kapu, hinter der mit Duhamels Griechenlandeindrücken sich deckenden Schilderung hellenischen und slawischen Flüchtlingselends, hinter der filmartig abrollenden Entstehungsgeschichte eines wirklichen Kriegsfalles, „wie er immer war und sein wird“ und wie er nun doch einmal dank dem umsichtigen Eingreifen des Völkerbundes nicht mehr werden konnte, hinter der Darstellung dieser die Nationalempfindlichkeiten klug schonenden Schlichtung des Streites stecken eine Sachkenntnis, ein psychologischer Scharfsinn, ein Gerechtigkeitsgefühl, ein Idealismus und nicht zu vergessen, eine Beherrschung der Ausdrucksmittel, die dem reiferen Leser einen seltenen Genuß gewähren. Allerdings fordern der straffe Aufbau und die stellenweise ungewöhnlich starke Zusammenballung der Vorgänge und Gedankenreihen auch seine denkende Mitarbeit. Der jüngere aber mag sich gefangennehmen lassen vom wirklichkeitsgetreuen romantischen Geschehen, vom beklemmend verwickelten diplomatischen Verkehr, vom Ausbruch und von der Ueberwindung jahrhundertealter Massenleidenschaften und wird doch dabei fast unbewußt in viel stärkerem Maß als beim Lesen der längsten theoretischen Abhandlung das Beste vom Völkerbundsgedanken unverlierbar in sich aufnehmen. H. B.

Eingegangene Bücher.

Pierre Schüle, „Ein Pfadfinder“. (Ebenda.)
Isabelle Debran „Moi par Toi“. (Verlag Eugène Figuière, Paris.)
Paula Schlier, „Choronoz“, ein Buch der Wirklichkeit in Träumen. (Kurt Wolff-Verlag, München.)

Berichtigung.

Die Autorin der in der letzten Nummer erschienenen Skizze „Knabenmänner“ ist Cécile Lauber, nicht wie fälschlich gedruckt „Laubon“.

Einfachheit und Genügsamkeit zwischen den Ziffern zu lesen sind; daß ein Gegensatz besteht zwischen den Ausbildungskosten und dem späteren Verdienste; daß das Gespenst der kranken und der alten Tage trotz vereinter Anstrengung noch nicht gebannt werden könnte.

„Höre (und Elsa Günther wird hier mit Recht besonders eindringlich): wir sind nicht der landläufigen Meinung, unser Beruf vermöge in jedem Fall einen kränkelnden Körper zu gesunden. Wir kehren im Gegenteil diesen Satz in der Weise um, daß wir einstimmig erklären: unsere Arbeit setzt eine gesunde und kräftige Konstitution voraus! Und die viel umstrittene Frage, ob, selbst im günstigsten Falle die Frau den physischen Anforderungen dieses Berufes gewachsen sei, beantworten wir nur sehr vorsichtig mit einem „Ja". Sie sind wohl zu erwägen, die Bedingungen, die wir an dieses „Ja" knüpfen, und es darf nicht überhört werden, daß es Lebensfrage ist für die Gärtnerin, über die Mittelmäßigkeit hinaus zu steigen, sich ein ihren besonderen weiblichen Fähigkeiten angepaßtes Gebiet zu erobern. Daher das große Gewicht, das Elsa Günther auf gute Schulbildung, auf erstklassige Berufsausbildung, auf natürliche Intelligenz und ganz ausgesprochene Eignung zum Berufe legt.

Interessant in diesem Zusammenhange sind auch die Erörterungen über die Nebenarbeiten, die der Gärtnerin zugemutet werden, und die ihre ohnehin schon zu knapp bemessene Freizeit in ungebührlicher Weise reduzieren können. Warm und mahnend klingt den jungen Gärtnerinnen der Ruf der älteren Schwestern entgegen: Tragt euch Sorge! Verschleudert eure Kräfte nicht!

Nun greife du aber selber zu dem kleinen Büchlein, und laß dich neben all dem Angetönten auch orientieren über die Ausbildung der Gärtnerin im In- und Auslande; über die Weiterbildungs- und die Anstellungsmöglichkeiten, welch letztere so selten vielseitig und verlockend sind, und für die verschiedenartigsten Fähigkeiten irgend ein Pförtchen zu weisen haben. Ihnen wir nicht gerade hier etwas von dem tiefbeglückenden, lebenerfüllenden Arbeitsfeld, das eine Gärtnerin ihr eigen nennen kann? . . . von den tiefen und seltsamen Liedern, die in diesem großen Kreise schlafen, und die es nur zu wecken gilt? Wie der Dichter schreibt: „und die Welt hebt an zu singen, trifft du nur das Zauberwort!"

C. Gr., Gärtnerin.

Von Diesem und Jenem:

Blüten unvollkommener Gesetze.

Die Frauen im Kanton Bern haben bekanntlich das kirchliche Gemeindestimmrecht, aber nur das aktive, das heißt sie dürfen nur bei Wahlen wie Pfarrwahlen, Wahlen in den Kirchgemeinderat teilnehmen, aber nicht selbst gewählt werden noch bei einem andern Traktandum mitberaten. Von einem lustigen Stücklein, das infolge dieses sehr unvollkommenen Gesetzes geschehen ist, erzählte kürzlich die „Berna". In O... bach im Kanton Bern war Kirchgemeindeversammlung. Nach den Wahlen wurden die Frauen freundlich gebeten, sich hinauszubegeben, denn das nächste Traktandum auf der Liste hieß: Neue Kücheneinrichtung im Pfarrhaus! Da mußten also die Frauen die Versammlung verlassen, davon verstanden sie nichts! So geschehen im Zeichen der Saffa 1928!

Ja, es wäre wirklich zum Lachen, wenn es nicht so unglaublich deprimierend wäre, welcher Kunststücke Gegner des Frauenstimmrechts immer noch fähig sind, denn das Gesetz bei einigem guten Willen nicht auch anders hätte interpretiert werden können, macht man uns nicht weis.

Plastik einer Schweizer Künstlerin.

Basel hat kürzlich eine sehr schöne Brunnenplastik einer Frau, Rosa Bratteler, als Abschluß der Brunnmattstraße der Oeffentlichkeit übergeben. Die Plastik stellt einen prächtigen Steinbock dar, der sich geruhsam am Wasser niedergelassen hat. Eine große ruhige Kraft geht von dem schönen Werke aus. Wir freuen uns ganz besonders, daß es das Werk einer Frau ist, das hier öffentliche Aufstellung gefunden hat, so erringt sich künstlerisches Frauenschaffen auch in der Oeffentlichkeit immer mehr Anerkennung und Selbstverständlichkeit.

Frauen als Erfinderinnen.

Das frühere Mitglied des norwegischen Storting, Fröken Karen Platou, hat eine Verbesserung für Automobile erfunden, die bereits in vielen Ländern patentiert ist. Es handelt sich um einen Apparat, durch welchen automatisch die Fahrtrichtung angezeigt wird, sobald das Steuerrad in die gewünschte Fahrrichtung einlenkt, ohne daß der Chauffeur erst durch besonderen Handgriff den Richtungszeiger in Bewegung setzen muß.

Welche Themen werden von den Frauenbeilagen der Tageszeitungen bevorzugt?

Anläßlich der Pressa wurden 3000 Frauenbeilagen zu Tageszeitungen auf die Häufigkeit, mit der einzelne Themen wiederkehren, hin untersucht. Dabei ergab sich: Kochrezepte 300, Praktische Winke 250, Sinnsprüche und Gedichte 150, Damenmoden 140, Frauenberufe 120, Mutter und Kind 108, Ethisches 87, Gesundheitspflege 69, Kosmetik 39, Kleine Nachrichten 68, Romane, Novellen 66, Wirtschaft 64, Buchbesprechung 64, Frauenfragen 61, Vereinsnachrichten 60, Biographisches 51, Familie und Ehe 47, Jugendbewegung 31, Frau und Politik 25, Rechtsfragen 20, Kunst und Heimkultur 20, Frau und Kirche 18, Volkerkunde 17, Kindermund 17, Volkserziehung 12, Hausangestellte 8.

Weibliche Gelehrte in England.

Die Zahl der weiblichen Gelehrten, die bei der alljährlichen Versammlung der Britisch Association, die das englische „Parlament der Wissenschaft" genannt wird, auftritt, nimmt immer zu. In diesem Jahr werden 26 Frauen mit Vorträgen vertreten sein, die sich mit Pädagogik, Psychologie, Botanik und Zoologie, mit Anthropologie und Geologie befassen. Eine dieser Frauen ist Präsidentin der Botanischen Sektion.

Der erste weibliche Strafrichter in Deutschland.

Schon seit langem gibt es in Deutschland weibliche Rechtsanwälte und Assessorinnen sind schon keine Seltenheit mehr, es gab auch schon einen weiblichen Staatsanwalt und nun hat vor einigen Tagen zum erstenmal eine Frau als Richter in einem Strafprozeß ihres Amtes gewaltet. Es war Fräulein Landgerichtsrat Kleß, die diese seltene Premiere für das Gerichtspublikum spielte, und die schon rein äußerlich einen eigentümlichen Anblick bot. Das Gesetz steht auf dem Standpunkt, daß die Frau gleiche Rechte hat, wie der Mann. Dann aber muß auch die Frau die Amtskleidung tragen, die für die Männer seit langem Vorschrift ist, und so erschien der weibliche Landgerichtsrat in der bekannten Gerichtsrobe. Allerdings durfte sie, ein Zeichen ihres weiblichen Geschlechts, auf den ehrwürdigen, aber doch wenig für Damen berechneten Amtskleidern eine Perlenkette tragen. Und so nahm denn Fräulein Kleß ihren Platz auf dem Richterpodium und fungiert nun als Beisitzerin in einem großen Betrugsprozeß, der das Berliner Gericht für einige Wochen beschäftigen wird.

Von Büchern.

Vor kurzem ist im Verlag von Braumüller in Wien ein Buch erschienen, das es verdient, etwas tiefer gehängt zu werden:

Dr. E. F. W. Eberhard: **Feminismus und Kulturuntergang.**

Wir Frauen werden darin wieder einmal für den Kulturuntergang verantwortlich gemacht, sind Schuld am Volkszerfall. Keine geringere als Dr. Franziska Baumgarten hat das Buch etwas näher unter die Lupe genommen und dem Verfasser seinen Kopf zurecht gesetzt.

„Die These" — schreibt sie in der Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform — „die der Verfasser verficht, ist dem Museum für Altertumskunde entnommen. Sie lautet: „Die Emanzipation der Frauenwelt ist ein Merkmal des Volkszerfalles" (S. VIII). „Der Feminismus ist ein Zerfallssymptom" (S. 584). Der Anteil der Frauen an kultureller Arbeit wird bestritten, der Frau der psycho- und physiologische Schwachsinn im reichlichsten Maße zugedacht, geistige Fähigkeiten und Begabungen, die kulturelle Werte zu schaffen vermögen — gänzlich abgesprochen. Es wird natürlich nur das zitiert, was dem Verfasser „fine ira et studio" zusagt — anderes wird ängstlich gemieden und übersehen. In dem Abschnitt „Die geistigen Fähigkeiten der Geschlechter", der 75 Seiten umfaßt (von S. 19—94) ist z. B. das bereits im Jahre 1917 erschienene und jetzt in zweiter Auflage vorhandene 2bändige Werk von Otto Lipmann, einen der Wenigen, der sich bemüht hat, die psychischen Differenzen auf Grund von objektiven Tatsachen festzustellen, nicht einmal erwähnt, und das natürlich aus dem Grunde, weil sich dort als Ergebnis herausstellte: „daß es keine psychische Eigenschaft gibt, die sich ausschließlich bei dem einen oder bei dem anderen Geschlecht fände, . . . und daß diese, beiden Geschlechtern gemeinsamen psychischen Eigenschaften auch keinen wesentlichen Unterschied im Grade darstellen, jedenfalls ist dieser Gradunterschied viel kleiner, als man gewöhnlich annimmt."

Die Objektivität des Verfassers läßt also nichts zu wünschen übrig. Seine eigenen Argumente stehen auf dem dieser Objektivität entsprechenden geistigen Niveau: 5 Jahre nach der deutschen Revolution von 1918, die den Frauen das Stimmrecht zugesprochen hat, schreibt er folgendes: „Fünf Jahre uneingeschränkte Frauenemanzipation . . . Hat die Emanzipation die ihr zugeschriebene veredelnde Wirkung im privaten und öffentlichen Leben wirklich ausgeübt? Mord, Raub, Gewalttaten haben sich vervielfacht. Wucher- und Schiebertum blühen in Kreisen, in denen noch vor Jahren solche Dinge als unerhört galten. Die Verwahrlosung der Jugendlichen spottet jeder Beschreibung" usw. (S. III). Diese Umstände werden also nicht als Folge des 4jährigen furchtbaren Krieges angesehen, sondern der Einführung des Frauenstimmrechts zugeschrieben, „denn, argumentiert der Verfasser weiter: „in Ländern, die sich desselben Einflusses emanzipierter Frauen erfreuen, außerpolitisch aber denkbar günstig dastehen, sieht es nicht anders aus." (S. IV). Woraus wir die „tiefe Einsicht" in die politischen und sozialen Ereignisse und Zusammenhänge des Verfassers entnehmen. Der Verfasser muß einen schönen Begriff von dem Geist der „reifen und denkenden" Männer haben, wenn er wagt, ihnen ein ganzes Buch mit Argumenten dieser Art vorzusetzen. Das Buch ist voller ähnlicher Plattheiten, Sinnlosigkeiten, es weist nicht einen Schimmer von Verständnis der Psyche der Frau auf, es speit Gift und Galle und läßt für den Leser nur eine Frage ungelöst: was hat eigentlich der Verfasser abreagiert, Futterneid eines im Lebenskampf Bedrohten? Angst des Männchens um die „hörigen Weibchen", oder Wut eines verschmähten Liebhabers?"

Wegweiser.

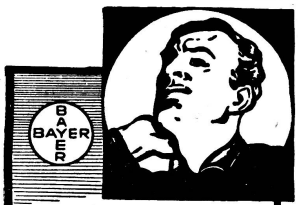
Basel: Donnerstag den 10. Januar, 15 Uhr, im Basler Hof 1. Stock (Aeschenvorstadt 55): Hausfrauenverein Basel und Umgebung:

Sinn und Wert der Hausfrauenarbeit.
Vortrag von Frau Muthmann, Freiburg i. Br.
Ausstellung und Vorführung verschiedener neuer Haushaltungsgegenstände.

Zürich: Mittwoch den 9. Januar, 20 Uhr, Rämistraße 26: Akademikerinnenvereinigung Zürich:
„Das Wohnungsproblem der berufstätigen Frau."
Referat von Käthe Wohlfahrt, lic. oec. publ.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Frau Helene David, St. Gallen, Tellstraße 19. Telephon 2513.
Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon: Hottingen 2608.

Berufsarbeit macht müde und nervös.
Erschnte Neubelebung bringt
Elchina Elixir oder Tabletten
Orig.-Pack. 3.75, sehr vorteilh. Orig. Doppelpack 6.25 i. d. Apoth.


BAYER
Rheumatische Schmerzen
machen auch Ihnen oft das Leben zur unerträglichen Qual. Da helfen
Aspirin-Tabletten.
Sie wirken stets schmerzstillend, so daß Ihnen das Dasein wieder freundlich und lebenswert erscheint
Weisen Sie in Ihrem eigenen Interesse „Ersatz" oder lose Tabletten zurück und verlangen Sie stets die Originalpackung „Bayer".
Preis für die Glasröhre Frs. 2.– Nur in Apotheken erhältlich

Wer wäre willens
blinden Frauen
ihre endlose Nacht durch regelmässige
Strick-Aufträge
etwas zu kürzen?
Offerten nimmt mit Dank entgegen:
Die Direktion der ostschweiz. Blindenanstalten, St. Gallen.

Weil alte Leute wenig essen .....
achtet darauf, dass jede Speise, jedes Getränk recht viel aufbauende Nährstoffe enthält und vom geschwächten Organismus leicht ertragen wird. Eine Tasse BANAGO führt dem Körper wichtige Nähr- und Aufbaustoffe zu, ohne die Verdauungsapparate zu überlasten. Dabei ist BANAGO billig und ausgiebig.

BANAGO
b 25
Nur verschlossene Pakete von ¼ Kg. à 95 Cts. détail. NAGO OLTEN

Erholungsheim Rosenhalde Hünibach
(zwischen Thun u. Hilterfingen). Prachtvoll erhöhte Lage am rechten Seeufer, Freundliches Heim für Erholungs- u. Pflegebedürftige. Diätkuren. Bäder. Zentralheizung. Sorgfältige Pflege und Aufsicht durch diplom. Rotkreuz-Pflegerin. Pensionspreis Fr. 8.50 bis 10.—. Jahresbetrieb. Beste Referenzen.
PROSPEKTE durch Schwester R. MADER.

Ecole nouvelle ménagère
JONGNY sur Vevey.
Français. Toutes les branches ménagères.

Privat-Kinderheim „Sonnegg" Arosa
Knaben und Mädchen von 6—15 Jahren finden gute, kurgemäße Verpflegung in sonnigster Lage in Arosa. Schulunterricht. Sonnenbäder. Offene Tuberkulose streng ausgeschlossen.
Prospekte durch
Schwestern F. Meister und Kl. Neuhauser.

Haushaltungsschule St. Gallen
Sternackerstrasse 7
Kurs für Hausbeamtinnen in Grossbetrieb, Dauer 1½ Jahre.
Kurs für Hausbeamtinnen in Privathaushalt, Dauer 1 Jahr.
(Allgem. Frauenbildung, Heimpflege, Vorstufe zu sozialen Kursen)
Haushaltungskurs, Dauer ½ Jahr.

Ia. Geflügel-
schere „ADLER" mit Knochenbrecher ist das beste, ff. vernickelt. Nur Fr. 6.— franko.
M. Scholz, Stahlw., Basel 2

Graue Haare Haarausfall
verschwinden in einer Woche, nachweisbar ohne Misserfolg mit dem
Alpenkräuter-Haarbalsam
vom ULI-BALSAM-VERTRIEB **Basel,** Mühlhauserstr. 141
Unschädlich, farbfrei, tausendfach empfohlen.

Ferien- od. **Erholungsgelegenheit** in **Arosa**
Privat-Pension von Schwester Härlin
Tel. 209 **Villa Bergheim** 15 Betten
kleines gemütliches Heim für Damen u. junge Mädchen.

Albrecht-Schläpfer & Co.
ZÜRICH
am Linthescherplatz nächst Hauptbahnhof — beim Linthescherschulhaus neben Hotel du Parc
Erstes Spezialgeschäft für
Wolldecken
Kamelhaardecken
Reise- und Autodecken
Steppdecken
stets grosse Auswahl in Woll- und Daunen-Steppdecken.
Neuanfertigung sowie Ueberziehen alter Steppdecken, jedem Wunsch entsprechend.
Grosse reichhaltige Auswahl in Steppdeckensatin und Seiden.
Bodenteppiche, Teppichläufer, Bettvorlagen
Tischteppiche, Weisswaren.

Frœbel
ZÜRICH 7
Gartenanlagen
Entwurf Ausführung

BEINLEIDEN
Bei offenen Beinen, Krampfadern, Beingeschwüren, schmerzhaften und entzündeten Wunden hilft rasch und sicher das klinisch erprobte
SIWALIN
Tausende von Zeugnissen. ½ Dose 2.50, ¼ Dose 5.—
Dr. Franz Sidler, Willisau
Umgehender Postversand

Schweizer Frauen! kauft
Blinden-Arbeiten

Bürsten- u. Korbwaren
Türvorlagen, Sesselgeflechte, Strickarbeiten
Verkaufsstellen
für die Kantone: St. Gallen, Appenzell, Thurgau, Schaffhausen, Glarus, Graubünden; *Blindenheim St. Gallen.*
für die Kantone Basel und Zürich: *Blindenheim Basel, Blindenheim für Männer Zürich 4, Frauenblindenheim Dankesberg Zürich.*
für die Kantone: Luzern, Zug, Schwyz, Uri, Unterwalden, Freiburg, Aargau und Tessin *Blindenheim Horw b. Luzern.*
für die Kantone: Bern, Solothurn, Wallis *Vereinigte Blinden-Werkstätten Bern* und *Spiez, Neufeldstr. 31, Bern*